

BERLINER ARBEITEN ZUR BIBLIOTHEKS- UND INFORMATIONSWISSENSCHAFT / hrsg. vom Institut für Bibliotheks- und Informationswissenschaft der Humboldt-Universität zu Berlin. – Berlin: Logos.

Früher u.d.T.: *Berliner Arbeiten zur Bibliothekswissenschaft*

ISSN 1862-0337

Es ist zweifellos eine ungewöhnliche Übung, an einer Stelle, an der üblicherweise einzelne aktuelle Neuerscheinungen besprochen werden, eine komplette Reihe ins Visier zu nehmen. Der im Februar 2008 erschienene 20. Band der *Berliner Arbeiten zur Bibliothekswissenschaft*, einer im Jahre 2000 gestarteten neuen Reihe, die seit 2006 (ab Band 17) den um die obligatorische *Informationswissenschaft* erweiterten Titel trägt, bildet den äußeren Anlass zu diesem Unterfangen, auch wenn weder das Erscheinungsjahr noch die Bandzählung die gewohnten Jubiläumszahlen aufbieten können. Allein die Tatsache, dass in neun Jahren 20 Bände erschienen sind, deutet jedoch darauf hin, dass die Reihe sich etablieren konnte und dass sie Zukunft hat. Eine Zwischenbilanz scheint daher berechtigt zu sein.

Historischer Rückblick

Betrachtet man die Gründung und Unterhaltung bibliothekswissenschaftlicher Buchreihen, dann wendet sich der Blick zurück in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts und damit in die Epoche, in der sich die Professionalisierung des Berufsstandes der Bibliothekare vollzog. Wichtige Stationen bei diesem mehrere Jahrzehnte dauernden Prozess bildeten u. a. die Schaffung eines Lehrstuhls für Bibliothekshilfswissenschaften an der Universität Göttingen 1886, die Veröffentlichung des »Erlasses betreffend die Befähigung zum wissenschaftlichen Bibliotheksdienst bei der Königlichen Bibliothek zu Berlin und bei den Königlichen Universitäts-Bibliotheken« 1893 in Preußen und die Einführung einer staatlichen Abschlussprüfung, durch die eine eigenständige Laufbahn geschaffen wurde. Des Weiteren lag auf diesem Weg die Emanzipation der Bibliothekare von den »Schulmännern« durch die Einberufung eigener Zusammenkünfte, deren erste im Jahre 1900 in Marburg stattfand, und durch die Gründung einer eigenen Organisation, des Vereins Deutscher Bibliothekare, auf eben diesem ersten Bibliothekartag. Schließlich spielte die Schaf-

fung fachspezifischer Publikationsorgane eine wichtige Rolle. Hier ist zum einen die Gründung des *Zentralblatts für Bibliothekswesen* 1884 zu nennen, zum andern die Einrichtung des *Jahrbuchs der Deutschen Bibliotheken* 1902.

Neben Fachzeitschrift und Bibliotheksadressbuch inklusive Personalverzeichnis traten bibliothekswissenschaftliche Reihen, die es erlaubten, auch umfangreichere Manuskripte zu drucken sowie solche Arbeiten zu publizieren, die nicht nur Reflexion praktischen bibliothekarischen Handelns waren, sondern das Ergebnis fachwissenschaftlicher Forschung bildeten. Auch wenn seit dem letzten Viertel des 19. Jahrhunderts der Professorenbibliothekar schrittweise durch den hauptamtlichen Fachmann an der Spitze der Bibliothek abgelöst wurde, so bedeutete dies für den Bibliothekar keineswegs, auf eine eigene schriftstellerische Tätigkeit zu verzichten. Die Mehrheitlich aus den philologischen Fachgebieten hervorgegangenen Oberbibliothekare blieben ihrer Disziplin durch eigene Forschungen und Publikationen in aller Regel eng verbunden. Dies zeigt schon ein Blick auf die ersten Bände der beiden fast gleichzeitig 1887/88 ins Leben gerufenen Schriftenreihen *Sammlung bibliothekswissenschaftlicher Arbeiten*, die von Karl Dziatzko betrieben wurde, und *Beihfte zum Zentralblatt für Bibliothekswesen*, deren Redaktion in den Händen Otto Hartwigs lag.

Zahlreiche bibliothekarische sowie buch- und bibliothekswissenschaftliche Serien sind seitdem neu gegründet worden; nicht allen war eine lange Lebensdauer beschieden, doch konnten sich viele langfristig behaupten. Zur vielleicht wichtigsten nach dem Zweiten Weltkrieg neu gegründeten Reihe avancierten die *Sonderhefte* (seit 2006: *Sonderbände*) der *Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie*, die 1963 als westdeutsches Parallelunternehmen zu den seit der deutschen Teilung in der DDR erscheinenden *Beihften zum Zentralblatt für Bibliothekswesen* ins Leben gerufen wurden und bis heute im Verlag Klostermann erscheinen. Schon ein Jahrzehnt früher, 1954, hatte der Verlag Harrassowitz die Reihe *Beiträge zum Buch- und Bibliothekswesen* etabliert, die bis heute fortgesetzt wird.

Ein gewisser Boom bei der Gründung neuer Reihen setzte in den siebziger Jah-

ren des 20. Jahrhunderts ein, als die Bibliotheken und mit ihnen auch die bibliothekswissenschaftliche Literatur einen bemerkenswerten Aufschwung erfuhr. Einige wenige Beispiele gezählter Verlegerreihen mögen hier genügen: *Bibliothekspraxis* (1971 ff), *Elemente des Buch- und Bibliothekswesens* (1975 ff), *Schriften des Wolfenbütteler Arbeitskreises zur Geschichte des Buchwesens* (1977 ff), *Wolfenbütteler Schriften zur Geschichte des Buchwesens* (1978 ff), *Arbeiten und Bibliographien zum Buch- und Bibliothekswesen* (1984 ff), *Beiträge zur Bibliothekstheorie und Bibliotheksgeschichte* (1989–10.1994). Die Gründung des Deutschen Bibliotheksinstituts führte zur Einrichtung einer wichtigen, praxisorientierten Serie, den *DBI-Materialien*, von denen zwischen 1980 und 2000 nicht weniger als 201 Hefte erschienen sind. Von geringer Laufzeit blieben die *EKZ-Konzepte* (1.1993–8.2000), wie überhaupt auffällt, dass auf dem Publikationssektor des Öffentlichen Bibliothekswesens Schriftenreihen keine große Rolle spielen. Eine aus einer benachbarten Kultureinrichtung stammende, aber auch für das Bibliothekswesen bedeutsame Reihe sind bis in unsere Tage die *Buchwissenschaftlichen Beiträge aus dem Deutschen Bucharchiv München* (1950 ff).

Auch Publikationsreihen von Bibliotheken...

Auch zahlreiche Bibliotheken hatten und haben, abgesehen von der regelmäßigen Herausgabe von Jahresberichten, Chroniken und Mitteilungen, eigene Reihen eingerichtet, um Untersuchungen über ihre Institution und deren Bestände zu veröffentlichen. Zur Unterstreichug ihres wissenschaftlichen Anspruchs initiierten selbst kleinere Anstalten schon im 19. Jahrhundert ihre eigenen Reihen, wie beispielsweise die Großherzogliche Hof- und Landesbibliothek in Karlsruhe unter dem Titel *Mitteilungen aus ...* (1.1877–8.1888). Gleich nach dem Zweiten Weltkrieg begannen die Wissenschaftlichen Bibliotheken mit der Neu- oder Wiederbegründung eigener Buchreihen, die meist unter *Schriften aus ...*, *Arbeiten aus ...* oder *Kleine Schriften aus ...* firmieren. Sie setzten damit einen Prozess in Gang, der bis heute anhält, wie folgende Beispiele (eines pro Jahrzehnt) illustrieren mögen: *Arbeiten aus der Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-*



Anhalt in Halle (1952 ff), *Pfälzische Arbeiten zum Buch- und Bibliothekswesen und zur Bibliographie* (1956 ff), *Kleine Schriften der Universitätsbibliothek Leipzig* (1962 ff), *Schriften der Universitätsbibliothek Marburg* (1973 ff), *Schriften der Universitätsbibliothek Düsseldorf* (1986 ff), *Schriften der Universitäts- und Stadtbibliothek Köln* (1996 ff). Bei Änderung des Bibliotheksnamens musste natürlich stets der Titel der Reihe entsprechend angepasst werden: *Schriften der Gottfried-Wilhelm-Leibniz-Bibliothek* (seit 2005).

... und Ausbildungsstätten

Vor diesem Hintergrund wundert es nicht, dass auch diejenigen bibliothekarischen Ausbildungsstätten, an denen umfangreiche Hausarbeiten als Teil der Prüfungsleistung abzuliefern waren, eigene Reihen ins Leben riefen, um qualifizierte Prüfungsarbeiten, die anderenfalls nur sehr eingeschränkt zur Verfügung gestanden hätten, der Fachöffentlichkeit zugänglich zu machen. Zahlreiche der im Zuge der Referendarsausbildung in Köln entstandenen Hausarbeiten zur Prüfung für den Höheren Bibliotheksdienst an Wissenschaftlichen Bibliotheken fanden auf diese Weise Eingang in die *Arbeiten aus dem Bibliothekar-Lehrinstitut des Landes Nordrhein-Westfalen* (1.1953–53.1981), eine Reihe, die anschließend als *Kölner Arbeiten zum Bibliotheks- und Dokumentationswesen* (1.1981–27.2002) fortgesetzt wurde. Nur wenige Jahre bestanden die *Arbeiten aus dem Evangelischen Bibliothekar-Lehrinstitut Göttingen* (1.1970–10.1978). Weitere Gründungsversuche an Bibliotheksschulen und Fachhochschulen für Bibliothekswesen verliefen noch schneller im Sande. Dort wo keine Diplomarbeiten, Assessorarbeiten o. ä. als Prüfungsleistung zu erbringen waren, erübrigte sich ohnehin der Gedanke an eine eigene Publikationsreihe.

Auch vor diesem Hintergrund verdienen die *Berliner Arbeiten zur Bibliotheks- und Informationswissenschaft* Aufmerksamkeit, deren Titel an den der o. g. Kölner Reihe anknüpft. Sie werden herausgegeben vom Institut für Bibliotheks- und Informationswissenschaft der Humboldt-Universität zu Berlin. Die Initiative zur Gründung dieser Schriftenreihe im Jahre 2000 durch den damals aus dem aktiven Dienst scheidenden Gründungsprofessor Engelbert Plassmann folgte in logischer Konsequenz aus dem Promotionsrecht,

das dem Institut auch nach seiner Restrukturierung in den 1990er Jahren weiterhin zustand und das die Entstehung bibliothekswissenschaftlicher Dissertationen erwarten ließ. Die Einrichtung der Reihe erklärt sich also aus dem Bestreben, das akademische Profil des Lehrstuhls zu schärfen, was auch hochschulintern sinnvoll erschien. Den Auftakt der Reihe im Jahre 2000 bildete allerdings keine Doktorarbeit, sondern ein Vortrag von Engelbert Plassmann zum 100. Jubiläum der Preußischen Instruktionen – in der Nachbarschaft der Staatsbibliothek zu Berlin ein beziehungsreicher Auftakt. Den Vortrag hatte er im Rahmen des Berliner Bibliothekswissenschaftlichen Kolloquiums gehalten; bei dieser Veranstaltung handelt es sich um einen Vortragszyklus, den das Institut während der Vorlesungszeit in wöchentlichem Turnus durchführt und dessen Themenvielfalt in den Bänden 1, 15 und 19 der *Berliner Arbeiten* nachzuprüfen ist.

Im Geleitwort zur neuen Schriftenreihe formulierte deren Herausgeber, Professor Konrad Umlauf, die Intention des Unternehmens wie folgt: »Programmatisch ist weder der Beginn mit einem historischen Thema noch der Bezug zur Formalerschließung. Programmatisch ist indessen die vertiefte Reflexion eines Sachverhalts, der den Praktikern entweder als bloß gegeben oder als gänzlich vergangen erscheinen mag. Programmatisch ist auch die Behandlung des Themas in all seinen Konturen, den historischen wie den technischen, den kulturgeschichtlichen wie den systematisch-fachwissenschaftlichen, den anwendungsbezogenen wie den theoretischen. Bibliothekswissenschaft soll der Praxis neue Impulse geben und Wissenstransfer leisten, soll anwendungsbezogen forschen und auch kritisch nach Voraussetzungen und Hintergründen fragen, Zusammenhänge aufzeigen und so über den Status quo der Praxis hinausführen.«

Als Verleger für die neue Reihe konnte der junge Berliner Logos-Verlag gewonnen werden, der inzwischen über 40 Schriftenreihen aus nahezu sämtlichen Fachgebieten betreut. Er verlieh der Reihe ein einheitliches, unverwechselbares Umschlagdesign und im Innern ein klares Layout und Schriftbild; dies geschah in enger Zusammenarbeit mit Gerhard Hacker, der zunächst als Plassmanns wissenschaftlicher Assistent, dann als Leiter

der Zweigbibliothek für Fremdsprachen an der Humboldt-Universität und sogar noch als Professor an der HTWK Leipzig die meisten Bände der Reihe redaktionell und datentechnisch mitgestaltet hat. Alle bislang erschienenen Hefte, die am Ende eines jeden neuen Bandes aufgelistet werden, sind bis heute lieferbar. Der Preis der Bände richtet sich nach dem jeweiligen Umfang; da sich dieser auf einer sehr großen Spannweite von 35 bis weit über 500 Seiten bewegt, variiert der Preis zwischen 15,50 und 59,00 Euro.

Mehrheitlich Dissertationen

Fragt man nach dem Entstehungszusammenhang der einzelnen Werke, dann lässt der Blick auf die Liste der Bände 1 bis 20 unschwer erkennen, dass die meisten Veröffentlichungen Dissertationen sind, nämlich 13. Bei den Promovierenden handelt es sich allerdings keineswegs nur um junge Doktoranden, sondern in nicht wenigen Fällen um berufstätige Kolleginnen und Kollegen, die sich parallel zur täglichen Arbeit den Mühen einer Dissertation unterworfen haben; darunter sind auch Diplombibliothekare/innen. Entsprechend dem Angebot von Studiengängen am Institut für Bibliotheks- und Informationswissenschaft sind weitere Hochschulschriftengattungen vertreten, nämlich zwei Magisterarbeiten und zwei Abschlussarbeiten im postgradualen Fernstudium. Drei Hefte enthalten Vorträge, die aus Anlass historischer Jubiläen (100 Jahre Preußische Instruktionen, 200 Jahre Säkularisation) bzw. aufgrund eines runden Geburtstages (Paul Kaegbein) gehalten wurden. Dass die letztgenannten Hefte nur geringen Umfang haben, versteht sich von selbst. Bemerkenswert ist eher der weit auseinanderklaffende Umfang der Dissertationen, der im höchsten Fall bei 529 Seiten liegt, sich in anderen Fällen aber nur zwischen 140 und 150 Seiten bewegt.

Breit angelegt ist auch die Palette der abgehandelten Themen. Neben den beiden schon genannten historischen Rückblicken entstanden erfreulicherweise auch einige bibliotheks- und bestandsgeschichtliche Untersuchungen. Da ist zum einen die auf intensivem Quellenstudium basierende Magisterarbeit über die Bibliothek der Berliner Universität während der Zeit des Dritten Reiches zu erwähnen (Sören Flachowsky, Bd. 2), zum anderen aber auch die Beschrei-

bung der historischen Entwicklungslinien und aktuellen Tendenzen des portugiesischen Bibliothekswesens (Ricarda Musser, Bd. 4); des Weiteren die Darstellung der Kulturwissenschaftlichen Bibliothek Warburg und ihre Einordnung in die Hamburger Bibliothekslandschaft zu Beginn des 20. Jahrhunderts (Hans-Michael Schäfer, Bd. 11) und die Beschreibung der Bibliothek des Johann Christian von Boineburg (1622–1672) in Erfurt als Beitrag zur Bibliotheksgeschichte des Polyhistorismus (Kathrin Paasch, Bd. 16). Bestandsgeschichtlich orientiert ist die Abschlussarbeit über die Sammlung der orientalischen Handschriften der Staatsbibliothek zu Berlin (Thomas Schmieder-Jappe, Bd. 13). Die Frage der Sonntagsöffnung von Bibliotheken evoziert zunächst ebenfalls eine retrospektive Sicht; die Forderung nach der Wiederbelebung des Bibliothekssonntags in Deutschland führt dann aber schnell in die Gegenwart und in den bibliothekarischen Alltag (Ulrike Verch, Bd. 17).

Einige Arbeiten berühren unmittelbar praktisches bibliothekarisches Handeln. Hierzu zählt die Sicht auf die Bestandserhaltung als Aufgabe des Bibliotheksmanagements (Petra Willich, Bd. 5) und der Vorschlag, wie Medien in Öffentlichen Bibliotheken kundenorientiert zu platzieren sind (Natalie Fischer, Bd. 18). Unmittelbar praktische Folgen können sich aus dem Interessenkonflikt zwischen dem Urheberrecht einerseits und dem Wunsch der Bibliotheken nach Ausweitung ihres elektronischen Angebots andererseits ergeben (Gabriele Beger, Bd. 8) – ein Konflikt, der noch keineswegs ausgestanden ist, wie die Neuregelungen des Urheberrechts auf Basis von EU-Richtlinien sowie jüngste Gerichtsentscheidungen zeigen. Eine weitere Dissertation untersucht, welche Informationsbedürfnisse literarische Übersetzer haben und wie diese von einer entsprechenden Spezialbibliothek zu erfüllen sind (Regina Peeters, Bd. 7). Dass Bibliothekare, die ihren Arbeitsplatz in internen Informationsabteilungen von Spezialbibliotheken haben, besonderen Anforderungen unterliegen und einen hohen Qualifizierungsbedarf haben, ist Ausgangsbasis eines weiteren Dissertationsthemas gewesen (Gudrun Behm-Steidel, Bd. 6).

Eine Arbeit, die auch im Bereich der Medienforschung auf Interesse stieß, ist

die Untersuchung zur Berichterstattung über Bibliotheken in der Presse, die mit Hilfe einer computergestützten Inhaltsanalyse vorgenommen wurde (Martin Götz, Bd. 3). Der Frage, unter welchen Leitbildern die Datenverarbeitung in den Bibliotheken eingesetzt wurde bzw. wird, geht eine Dissertation anhand ausgewählter Projekte der Deutschen Forschungsgemeinschaft nach (Dieter Schwartz, Bd. 12). Zwei weitere Doktorarbeiten befassen sich mit Themen, die im Bereich der Erschließung angesiedelt sind: In der einen geht es um die Didaktik des Fernunterrichts in Formalerschließung unter besonderer Berücksichtigung von Lernprogrammen (Claudia Pflieger, Bd. 9), in der anderen um die Analyse von Zeitbegriffen und Zeitcodierungen in allgemeinbibliographischen Datenbanken und, darauf aufbauend, um die Entwicklung eines theoretischen Modells für ein Zeitretrieval (Jutta Frommeyer, Bd. 10). Ob man durch Zählen, Vergleichen und Bewerten Kultur messen kann – wie heute oft unterstellt wird –, ist das Thema einer Magisterarbeit (Ulla Wimmer, Bd. 14). Und schließlich ist die jüngste Arbeit zu erwähnen, die sich auf Basis einer Expertenbefragung mittels Delphi-Technik für die Zukunft der Bibliographie bzw. die Bibliographie der Zukunft interessiert und dabei speziell die Germanistik im Focus hat (Dirk Wissen, Bd. 20).

Große Themenvielfalt

Die Übersicht über die bislang erschienenen 20 Bände zeigt das breite Spektrum der *Berliner Arbeiten zur Bibliotheks- und Informationswissenschaft*. Die einzelnen Arbeiten bereichern die bibliothekarische Fachliteratur und sind dementsprechend auch in der Berufsöffentlichkeit auf Interesse gestoßen, manche darüber hinaus. Dies belegen die Einzelrezensionen, die in bibliothekarischen und anderen Fachzeitschriften erschienen sind. Folgerichtig ergibt sich daraus die Bedeutung der Schriftenreihe als Ganze. Darüber hinausgehend stellt sich die Frage, ob die Berliner Initiative zur Gründung einer eigenen Veröffentlichungsreihe Nachahmung finden wird, beispielsweise dort, wo ebenfalls qualifizierte wissenschaftliche Prüfungsarbeiten (z. B. Masterarbeiten) entstehen, deren Niveau eine Veröffentlichung rechtfertigt.

Ludger Syré

KÜSTER, MARC WILHELM: Geordnetes Weltbild: die Tradition des alphabetischen Sortierens von der Keilschrift bis zur EDV; eine Kulturgeschichte / Marc Wilhelm Küster. – Tübingen: Niemeyer, 2006. – XV, 712 S.: Ill., Kt.; 25 cm Zugl.: Tübingen, Univ., Diss., 2004 ISBN 3-484-10899-1 Pp.: EUR 74.00, ca. sfr 127.00

Diese Studie, 2004 als Dissertation von der Universität Tübingen angenommen, ist »über einen längeren Zeitraum hinweg entstanden« (S. XIII), wie angesichts des quantitativen wie qualitativen Umfangs sowie der Neuartigkeit der Herangehensweise nicht sehr verwundert. Sie folgt dem ehrgeizigen Plan, auf grammatologischer Grundlage sich der Entwicklung des Alphabets seit den ersten Schriftzeugnissen sowie der Geschichte des alphabetischen Sortierens anzunehmen und damit einen Beitrag zur noch aufzubauenden wissenschaftlichen Disziplin Grammatologie zu liefern. Dabei werden – wie das kleingedruckte, fast dreißigseitige Literaturverzeichnis ausweist – zahlreiche Fachgebiete einbezogen: neben der Linguistik und Semiotik vor allem die Philosophie und die Geschichte (sowie deren Schnittmengen), um nur die wichtigsten zu nennen. Das Ergebnis ist ein fulminantes, spannendes, ungemein gelehrtes Buch, das gleichwohl in den meisten Passagen lesbar bleibt. Es ist für alle, die sich mit der Organisation und Klassifikation unseres Wissens beschäftigen, eine Pflichtlektüre.

In den ersten drei Kapiteln geht es um die Grundlegung der Grammatologie, die gewählte Terminologie (Linguistik und Semiotik) sowie die eigene Positionierung innerhalb des weiten Feldes der Grammatologie (S. 1–74). Es folgt der beschreibende Hauptteil der Geschichte des Schreibens und Sortierens seit sumerischer Zeit mit einem deutlichen Schwerpunkt auf der Frühzeit bis zur Spätantike (S. 75–327) und auf dem 17. und 18. Jahrhundert (S. 387–590). Es ist hier nicht möglich, die Ergebnisse im Einzelnen zu würdigen, zumal die Spannweite des ausgebreiteten Wissens eine detaillierte kritische Bearbeitung nicht erlaubt. Vielmehr soll versucht werden, einige wesentliche Punkte herauszugreifen und durch sie auf die weitere Lektüre neugierig zu machen.

Jacques Derrida

Allein schon die Tatsache, dass Küster in das Denken von Jacques Derrida einführt



und uns dieses buchstäblich nahe bringt, macht das Buch zu einer unentbehrlichen Lektüre, zumal er den Grundaussagen und Schlussfolgerungen Derridas nicht unkritisch gegenübersteht. In aller Kürze: Die Grundaussage Derridas von der Konventionalität der Zeichen (Schrift und Sprache) mündet in eine Radikalisierung der saussureschen Einsicht von der differentiellen Struktur der Zeichen, d. h. der Kontextabhängigkeit von signifiant und signifié in der Art, dass beides sich ausschließlich aus der Situierung des Einzelnen in einer Struktur verstehen lässt. Die damit gegebene Konventionalität und Situativität der Zeichen wird dem sog. Logozentrismus gegenübergestellt, der diese Freiheiten durch eindeutige Referenzen einschränken, letztlich feststellen will. Der Gegenbegriff zur logozentrischen Metaphysik der gesamten Neuzeit ist nach Derrida das Spiel: »On pourrait appeler *jeu* l'absence du signifié transcendantal comme illimitation du jeu ...« (Derrida, Jacques: De la grammatologie. Paris 1967, S. 73). Die zentrale Aussage ist daher nach Küster die Erkenntnis, »dass konventionelle Zeichensysteme keine transzendentalen Signifikate kennen« (S. 14).

Was heißt transzendental? Es sind seit Kant die a priori, d. h. vor aller Kommunikation bereits vorhandenen Bedingungen der Möglichkeit von Erkenntnis, die Kategorien, ohne die kein Denken möglich ist. So sehr Kant also die rea-

listische Fiktion einer klaren Referenzierung zwischen Begriff und Welt destruiert, beharrt er doch auf solchen Stützen im sonst begrifflich willkürlichen Gebäude menschlicher Erkenntnis. Für Derrida liegt darin der Logozentrismus der Weltdeutung, der Metaphysik, das Bemühen und die Absicht, die Offenheit und das mögliche Spiel in der begrifflichen Weltwahrnehmung zu begrenzen und zu reglementieren.

Das Problem dekonstruktivistischer Bemühungen, nämlich der Wissenschaft und dem Denken die transzendentalen Sicherheiten unter den Füßen wegzuziehen, liegt darin, an diese Leerstelle etwas anderes zu setzen, das nicht sofort wieder als transzendente Gewissheit interpretiert werden könnte. Für den Soziologen Harold Garfinkel gibt es den sozialen Ort der zeit- und raumgleichen Kommunikation, in der Menschen Sinn machen, indem sie Ordnung im ständig möglichen Chaos der Kommunikation herstellen (Garfinkel, Harold: Studies in Ethnomethodology. Englewood Cliffs 1967). Bei Derrida bleibt die Leerstelle in dieser Hinsicht unbesetzt. Beiden aber ist gleichermaßen eigen, dass die erkenntnis-kritische Einsicht nicht zur Empfehlung alternativer Denkweisen oder einer Einstellung der Denkbemühungen führt, sondern zu einem Weiter-so, wenn auch bezogen auf diese Grundeinsicht.

Küster kritisiert Derrida, dem er die Vernachlässigung von Gegenbeispielen

aus der philosophischen Tradition vorhält (S. 13). Auch die Herkunft der Schrift ist bei Derrida nicht gut begründet, da Verwaltung und Wirtschaft eher Grund als Folge der Schriftentwicklung sind (S. 16). Der schließlich wesentlichste Einwand gegen Derrida betrifft die Behauptung, dass »*le désir exigeant, puissant, systématique et irrépressible*« als Sünde des Logozentrismus die Schriftzeichen selbst einbeziehen muss, die für Derrida gewissermaßen im Stande der Unschuld, d. h. der Freiheiten von *différance* und *jeu* bleiben (S. 67). Gleichwohl beharrt Küster zu Recht darauf, dass die Überlegungen Derridas zur Grundlegung der Grammatologie gehören, da er die epistemologischen Konsequenzen der Schrift aufzeigt (S. 14).

Grammatologie

Ausgehend von Ignace Jay Gelbs bahnbrechender Studie (Study of writing 1958), der erstmals den Begriff der Grammatologie benutzt, um auf die Folgen von Schriftsystemen für unser Denken hinzuweisen (S. 23-26), untersucht Küster dann einige Beiträge zur Grammatologie, von denen nur die seiner Meinung nach weiterführenden hier kurz erläutert werden sollen. John De Francis zeigt in Abgrenzung von den zahlreichen Fehldeutungen des chinesischen Schriftsystems (Visible speech. The diverse oneness of writing systems. Honolulu 1989), dass alle Schriftsysteme ohne phonetische Elemente nicht für die Darstellung allgemeiner Konzepte taugen und dass sie syllabische Systeme sind – in unterschiedlichen Ausprägungen. Gelb hatte vom Rebus-Prinzip als Kennzeichen des Übergangs zur vollen Schriftlichkeit gesprochen (S. 28). Florian Coulmas kommt dem Anliegen von Küster in der Weite des grammatologischen Ansatzes am nächsten, wenn er neben der Geschichte der Schrift evolutionäre Theorien der Schriftentwicklung und Konzepte der Psycho- wie Soziolinguistik einbeziehen will (Writing systems. An introduction to their linguistic analysis. Cambridge 2003). Auch die alte, surrogationalistische, seit Aristoteles immer wiederholte, dadurch aber nicht richtiger werdende These vom rein abgeleiteten Status der Schrift als geschriebene Sprache wird von Coulmas nochmals widerlegt. Er sieht folgende Kennzeichen von Schriftsystemen als konstitutiv an: Schrift ist handgeschrie-

DIE REZENSENTEN

PD Dr. Uta Goerlitz, Ludwig-Maximilians-Universität, Institut für Deutsche Philologie, Abt. Germanistische Mediävistik, Schellingstr. 3, Rgb., 80799 München, uta.goerlitz@lrz.uni-muenchen.de

Dr. Sven Kuttner, Universitätsbibliothek München, Geschwister-Scholl-Platz 1, 80539 München, Sven.Kuttner@ub.uni-muenchen.de

Prof. Dr. Haike Meinhardt, Fachhochschule Köln, Fakultät für Informations- und Kommunikationswissenschaften, Institut für Informationswissenschaft, Claudiusstr. 1, 50678 Köln, haike.meinhardt@fh-koeln.de

PD Dr. Jörn Sieglerschmidt, MuseumsInformationsSystem; BAM – Portal der Bibliotheken, Archive, Museen; Bibliotheksservice-Zentrum Baden-Württemberg Universität Konstanz, 78457 Konstanz, joern.sieglerschmidt@uni-konstanz.de

Dr. Ludger Syré, Badische Landesbibliothek Karlsruhe, Erbprinzenstraße 15, 76133 Karlsruhe, syre@blb-karlsruhe.de

ben und vom Auge rezipiert (Erscheinungsbild); Schriftsysteme lassen sich durch innere Systematik entschlüsseln (Autoindexikalität), sind konventionell (Konventionalität) und sind in komplexer Weise mit der Sprache verknüpft (S. 29 f.). Schließlich geht Küster auf die ethnologisch inspirierten, am Schnittpunkt von Mündlichkeit und Schriftlichkeit liegenden Untersuchungen von Jack Goody und Ian Watts ein, ohne freilich die Ergebnisse ihres grundlegenden Aufsatzes von 1963 (*The consequences of literacy*. In: *Comparative Studies in Society and History* 5, 1963) zu referieren: Das mündlich überlieferte gesellschaftliche Gedächtnis kann sich verändernden gesellschaftlichen Gegebenheiten immer wieder bruchlos anpassen. Mündlichkeit erzeugt also eine homöostatische Organisation des Wissens, die auch vom Vergessen lebt. Mit der Schrift wird der Bezug auf einen allen zugänglichen Text möglich, der so etwas wie Dogmatik, ja eine Kumulation und lineare Entwicklung von Wissen(sbeständen) erst ermöglicht. Hier brächten auch die vielen literaturwissenschaftlichen Arbeiten zur mündlich überlieferten Literatur zahlreiche Anknüpfungspunkte zu einer zu entwickelnden Grammatologie.

Die Semiotik z. B. mit den Beiträgen von Charles Sanders Peirce, Umberto Eco oder Jürgen Trabant (*The essential Peirce. Selected philosophical writings*. 2 vol. Bloomington 1992/1998; *Trattato di semiotica generale*. Milano 1975; *Elemente der Semiotik*. Tübingen 1996) ist nach Küster zu theoretisch und systematisch interessiert geblieben, um für sich allein genommen auch den empirischen Anspruch einer Grammatologie einlösen zu können (S. 41 f.). Erstaunlicherweise nennt Küster bei der Aufzählung der wissenschaftlichen Angebote für die Grammatologie nicht die Kommunikationstheorie, z. B. die Konversationsanalyse (cf. Bergmann, Jörg: *Klatsch. Zur Sozialform der diskreten Indiskretion*. Berlin, New York 1987), die mit Sicherheit einige Einsichten von psycho- oder soziolinguistischer Relevanz bereithält.

Seine eigene Arbeit ordnet Küster als Beitrag zur praktischen Grammatologie, zu den sekundären Charakteristika eines Zeichensystems ein. Sekundäre Merkmale sind die relative Anordnung der Zeichen, Formen wie unterschiedliche Fonts, Schriftschnitte, Schriftgrö-

ßen, Ligaturen, Ausrichtung des Textes oder Farbnutzung, schließlich das Seitenlayout. Die zahlreichen förmlichen Merkmale werden auch als sog. *glyph variants* bezeichnet, die in der chinesischen als handgeschriebener Schrift eine bedeutungssame Rolle spielen, ohne dass diese dadurch, wie seit Gottfried Wilhelm Leibniz immer wieder fälschlicherweise behauptet wird, ideographisch wäre (S. 55–61).

Die Spannweite der Grammatologie reicht für Küster bis zu den kultursemiotischen Ansätzen von Jurij Lotman und Roland Posner (Лотман, Юрий: *Статьи по типологии культуры*. Тарту 1970; *Basic tasks of cultural semiotics*. In: Williamson, Rodney / Sbrocchi, Leonard G. / Deely, John [eds.]: *Semiotics 2003: semiotics and national identity*. Ottawa 2006, S. 307–353). Seine Arbeit jedoch ist einem kleinen, aber bisher kaum bearbeiteten Teilausschnitt gewidmet: »Diese Arbeit analysiert vor allem, wie die Anordnung von Schriftzeichen verwendet wird, Aussagen zu machen und Bedeutungen auszudrücken, die in der gesprochenen Sprache fehlen oder über sie hinausgehen.« (S. 61) Ihm geht es um eine *ιστορία των γραμμάτων* im eigentlichen Wortsinne (S. 62).

Die Anordnung von Zeichen kann – historisch betrachtet – als zentrales Mittel der Bedeutungsgewinnung gelten (S. 70). Der Wissensbaum des Porphyrios von Tyros ist eine sehr frühe Vorlage für die Hierarchisierung des Wissens in thesaurusartigen Strukturen, während die alphabetische Sortierung der *Encyclopédie* für Denis Diderot Ausdruck der Absage an ein geschlossenes Weltbild war (S. 71 f.). Zwischen diesen beiden Möglichkeiten bewegt sich bis heute die Variation der Wissensorganisation.

Schrift

Die sumerische Herkunft der Schrift wird mit den verwaltungstechnischen Erfordernissen einer komplexen Stadtgesellschaft begründet, wobei das Sortieren so alt ist wie das Schreiben. Die Herkunft der semitischen Konsonantenschrift von den Hieroglyphen behauptet bereits Alan H. Gardiner 1913. Weil ägyptische Schriften keine Vokale ausdrücken konnten, sind auch alle semitischen Schriften Konsonantenschriften, allen voran das Phönizische, von dem sämtliche heute noch verwandten Schriften mit Ausnahme der chinesischen und des äthiopischen Sylla-

bars abstammen (S. 75–196). In Griechenland und in Italien werden die Vokale ergänzt. 403 v. Chr. wird das attische durch das ionische Alphabet ersetzt und bleibt maßgeblich für die spätere Zeit, in der Buchstaben auch als Zahlzeichen und für die entsprechende (gnostisch-kabbalistische) Zahlenmystik genutzt wurden. Nicht viel später, etwa um 300 v. Chr. hatte auch das römische Alphabet seine spätere Gestalt angenommen (S. 197–276).

Enzyklopädien und Wörterbücher

Die interessantesten Kapitel des Hauptteiles betreffen die Enzyklopädien und Wörterbücher von der Frühzeit bis heute, wiederum besonders unter dem Gesichtspunkt der Sortierung betrachtet, doch auch unter dem der Ordnung des Wissens. So entsteht in Ansätzen gegen die ausdrückliche Bekundung Küsters eine kleine Geschichte der Enzyklopädie (S. 325). Sie beginnt mit dem Lexikon des Hesychios von Alexandria (5. Jh. n. Chr.) und reicht bis zu den modernen Konversationslexika. Bereits Hesychios geht formal alphabetisch vor mit der Begründung »einer letztlich unstrukturierten Gesamtheit allen Wissens, einem Meer von einzelnen Informationen« (S. 281 f.), ein Ansatz, der dezidiert im 18. Jahrhundert in der *Encyclopédie* von Jean le Rond d'Alembert und Denis Diderot wieder auftaucht. Die Enzyklopädien und Wörterbücher sortieren zunächst häufig nur nach dem ersten Buchstaben, teilweise aber bereits sehr früh, z. B. bei Ansleubus um 750 n. Chr., nach dem vollständigen Wort. Phonetische Merkmale werden bei der Sortierung zuweilen einbezogen, ein Ansatz, den Küster für moderne Suchmaschinenteknologie einsetzen möchte. Heute lassen sich die Manuskripte dieser Zeit, z. B. die weit verbreiteten *Etymologiae* des Isidor von Sevilla (S. 560–636) oder der *Abrogans* aus dem 8. Jahrhundert, auch solche mit althochdeutscher Interlinearglosse online (www.e-codices.ch/bibliotheken/csg/csg_de.htm) studieren, ein Genuss, auf den Küster noch nicht verweisen konnte (S. 277–387).

Der Unterschied in den Ordnungskriterien des Wissens wird vor allem an der *Encyclopédie* und der von Lucien Febvre, dem einflussreichsten europäischen Historiker des 20. Jahrhunderts, herausgegebenen *Encyclopédie française* exemplifiziert. Die Methode der *Encyclopédie* ist der Aufbau einer umfassenden Ver-

weisstruktur, der *entracement*, *enchaînement* bzw. *renvoi*, neben dem alphabetischen Aufbau des Gesamtwerkes, wofür es frühere Vorbilder gab. Neben diesen Anordnungsprinzipien gibt es noch eine systematische Ordnung im *arbre encyclopédique* nach den drei menschlichen Fähigkeiten Gedächtnis, Vernunft, Vorstellung (*mémoire, raison, imagination*). Verwirklicht wurde die systematische enzyklopädische Ordnung nach dem in 200 Bänden nicht vollendeten Versuch der *Encyclopédie méthodique* von Charles Joseph Panckoucke (1736–1798) erfolgreich durch die zwanzigbändige, o.g. *Encyclopédie française*, die neben der Sachordnung durch ein *répertoire générale* erschlossen wird. Der erste Ansatz hält eine systematische Ordnung des Wissens für arbiträr und greift auf die Linearität des Alphabets zurück, um durch Verweisstrukturen eine offene Semiose zu ermöglichen. Der Wissensbaum geht von der Möglichkeit einer vollständigen, ja hierarchischen Klassifikation menschlichen Wissens aus: »Der *renvoi* ist bestenfalls ein notwendiges Übel, da im Idealfall jedes Stück Wissen seinen wohldefinierten Platz in diesem System hat.« (S. 589) Erstaunlich, dass Küster in diesem Zusammenhang nicht solche nahe liegende Verweise wie DDC, UDC oder Hypertext eingehender behandelt (S. 387–612).

Im Zusammenhang mit der Darstellung der großen Konversationslexika des 19. und 20. Jahrhunderts widerspricht Küster deutlich den kulturkritischen Bemerkungen von Jürgen Mittelstraß, der Wissen und Information als »losgelöste Unterhaltungspartikel in *Trivial Pursuit* und *Wer wird Millionär?*« zur Ware verkommen und den aufklärerischen Anspruch verloren gegangen sieht.

— Normierung

Im letzten Kapitel erzählt Küster die spannende Geschichte der Normierung der alphabetischen Sortierung durch ISO/IEC14651:2001 und ENV13710:2000 aus eigener Erfahrung, Normierungsvorhaben, die letztlich für absehbare Zeit die alphabetische Sortierung festlegen.

Am Schluss seines Buches, seines geschlossenen logozentrischen Diskurses bleiben für Küster »τὰ γράμματα, bleibt das ABC Metapher für unser Wissen insgesamt. In diesem Sinne ist diese Studie eine grammatologische Studie zur

Geschichte des Sortierens in seinen verschiedenen Facetten: als Instrument von Wissenserwerb, als eigenständige Kultur- und Wissenstechnik und als immer wieder aktualisierter Mythos für die Ordnung der Welt.« (S. 668)

Jörn Sieglerschmidt

RUPPELT, GEORG: Buch- und Bibliotheksgeschichte(n) / Georg Ruppelt. – Hildesheim: Olms, 2007. – 229 S.; 24 cm
Bibliogr. S. 193–229. – Literaturangaben
ISBN 978-3-487-13429-1 kart.: EUR 19.80
ISBN 3-487-13429-2 kart.: EUR 19.80

Der in Klammern angedeutete Plural im Titel ist klug gewählt, denn er sendet an die potenzielle Leserschaft von Anfang an ein deutliches Signal aus: Es handelt sich nicht um einen erneuten Versuch, die Weltgeschichte von Buch und Bibliothek – quasi von der Palastbibliothek des Assyrikerkönigs Assurbanipal in Ninive über das Sankt Galler Skriptorium bis hin zur Web-2.0-Debatte – auf gut 200 Seiten zwischen zwei Buchdeckeln zu zwingen. Das Büchlein versammelt vielmehr zwölf Beiträge aus der Feder von Georg Ruppelt, die zumeist in Fachzeitschriften und Sammelbänden bereits erschienen sind und dem bibliothekshistorisch Kundigen zu einem erheblichen Teil nicht unbekannt sein dürften; für den bei Olms erschienenen Nachdruck hat sie der Autor in einigen Fällen überarbeitet bzw. gekürzt oder erweitert.

Die Aufsätze lassen sich grosso modo drei thematischen Bereichen zuordnen. Dem Genre des Kuriosen, das gerade bei Laien per se eine große Attraktivität zu beanspruchen vermag, widmen sich zwei Beiträge, der eine zur Kriminologie der Bibliothek, der mit Bücherschändern, Bücherdieben und Verbrechern aus Bücherleidenschaft aufwartet, der andere zu merkwürdigen Fällen der Zensurgeschichte. Dem Bereich der Zeitgeschichte gehören insgesamt vier Aufsätze an. Zwei Beiträge erhellen die Geschichte der 1867 begründeten Universal-Bibliothek des Verlages Philipp Reclam jun. zum einen im Überblick, zum anderen mit einer Detailanalyse für die Zeit der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft. Die beiden anderen Aufsätze gehen dem Phänomen der Tarnschriften gegen die NS-Diktatur am Beispiel

der Tarnschriften-Sammlung der Gottfried Wilhelm Leibniz Bibliothek Hannover sowie dem Buch- und Zeitungswesen im Trümmerdeutschland des Jahres 1945 nach. Drei Beiträge illustrieren im dritten Themenrahmen anhand von anschaulichen Fallbeispielen das sozial- und kulturgeschichtlich aufschlussreiche Genre der historischen Küchenliteratur. Eine Überblicksskizze zur Bibliotheksgeschichte von den Anfängen im Alten Orient bis zum Ende des 20. Jahrhunderts im Stil eines größeren Lexikonbeitrags, ein kurzer Essay zum Zeitungswesen in der Vergangenheit und Gegenwart sowie eine Positionsbestimmung der deutschen Bibliotheken zu Beginn des 21. Jahrhunderts runden die Aufsatzsammlung ab. Ein abschließendes Verzeichnis der Veröffentlichungen Ruppelts vermittelt zudem einen Eindruck vom umfangreichen publizistischen Œuvre des Hannoveraner Bibliotheksleiters mit seinen breit gestreuten Interessen.

Auf Sammlungen noch zu Lebzeiten nachgedruckter Aufsätze eines einzelnen Autors lastet nicht selten das Odium von Eitel- und Beliebigkeit, das sie schnell zu einer akademischen Dritt- oder gar Viertwährung herabstuft – bisweilen in der boshaften Übersetzung der kumulativen Habilitation als »Häufchenbildungswerk« oder »selbst geschaukeltes Publikationsgrab« verspottet. Dies trifft beim vorliegenden Sammelband nicht zu, denn Verfasser und Verlag haben sich um eine thematische Orientierung bemüht, die gleichwohl in der Gliederung hätte besser zum Ausdruck gebracht werden können. In jedem Fall darf das gut lesbare, zumeist eine vergnügliche Lektüre bietende Büchlein als persönliches Bekenntnis eines ebenso profilierten wie international geachteten Bibliothekars zur Bibliotheksgeschichte und ihrer Bedeutung gewertet werden; und das ist angesichts der um sich greifenden Geschichtsvergessenheit und Marginalisierung der Bibliotheksgeschichte im eigenen Berufsstand ebenso bemerkenswert wie begrüßenswert.

Sven Kuttner

STADTBIBLIOTHEK <MAINZ>: 200 Jahre Stadtbibliothek Mainz / hrsg. von Annelen Ottermann und Stephan Fliedner. – Wiesbaden: Harrassowitz, 2005. – 400 S.: Ill.; 25 cm (Bibliotheken <Mainz>: Veröffentlichungen der Bibliotheken der Stadt Mainz; Bd. 52) ISBN 3-447-05202-3 Pp.: EUR 29.80, ca. sfr 52.00

Die Stadtbibliothek Mainz gehört zu denjenigen städtischen Bibliotheken in Deutschland, die weit mehr bieten, als mit dem Stichwort »Stadtbibliothek« gemeinhin assoziiert wird. Vergleichbar den Bibliotheken von Trier oder Augsburg, birgt sie in ihren 1912 errichteten, neoklassizistischen Mauern am Mainzer Rheinufer einen bedeutenden Altbestand, der zeitlich weit über die Anfänge der kommunalen Büchersammlung im Jahre 1805 zurückgeht. Darüber hinaus ist die Geschichte der Stadtbibliothek Mainz eng mit derjenigen anderer Mainzer Sammlungen wie insbesondere des Stadtarchivs und des Gutenberg-Museums verbunden.

Komplexe Sammlung

Diesen und zahlreichen weiteren Aspekten widmet sich der vorliegende Jubiläumsband, der 33 Beiträge versammelt, die sich auf sieben Abschnitte verteilen. Spezifische Überschriften wie »Handschriften, Rara, Altbestände« (S. 157–209) stehen dabei neben unspezifischen wie »Menschen in der Bibliothek« (S. 277–309). Die ersten vier Abschnitte, die auf die Geschichte der Bibliothek und auf die unterschiedlichen Bestände konzentriert sind (S. 17–234), bringen partielle Überschneidungen einzelner Beiträge mit sich. Bei dem breiten Themenspektrum des gesamten Bandes, das im Folgenden lediglich eine selektive Erwähnung der 31 Beiträger und Beiträgerinnen erlaubt (die dementsprechend nicht wertend zu verstehen ist), dürfte das allerdings kaum vermeidbar sein. Die Überschriften der einzelnen Rubriken lassen die doppelte Zielsetzung erkennen, einerseits ein breiteres Publikum in der Region an die Bibliothek heranzuführen, andererseits potenzielle Nutzer aus den Bereichen von Wissenschaft und Bibliothekswesen auf die Besonderheiten der komplexen Mainzer Sammlung aufmerksam zu machen.

Die wissenschaftliche Bedeutung der Stadtbibliothek Mainz, der ein durchweg von Fachleuten verfasster Großteil der Beiträge gilt, gründet in der Entste-

hung der städtischen Sammlung aus der Bibliothek der alten Universität, die 1805 in die Trägerschaft der Stadt überführt wurde. Die Universitätsbibliothek hatte seit Gründung der Universität im Jahre 1476/77 ihrerseits mehrfach ältere Bestände in sich aufgenommen. Zwei Daten sind dabei entscheidend: 1773 und 1781. 1773, 125 Jahre nach dem Dreißigjährigen Krieg, durch den die Mainzer Bibliothekslandschaft erhebliche Einbußen erlitt, besaß die Universitätsbibliothek »knapp 10 000 Bände« (so K. Flasch, S. 21, mit Bezug auf das genannte Stichjahr 1773; anders dagegen F. Dumont, S. 38, der für dasselbe Jahr 13.000 Bände nennt – in solchen Fällen wäre eine klarstellende Überprüfung durch die Herausgeber wünschenswert gewesen). In demselben Jahr kamen mit der Bibliothek des Jesuitenkollegs rund 30.000 Bände hinzu (Dumont, S. 38). 1781 erhielt die Universitätsbibliothek im Zuge der Säkularisation durch eine Reihe von Klosterbibliotheken erneut Zuwachs, darunter insbesondere durch die Bibliothek der Mainzer Kartause mit rund 10.000 Bänden.

Aufgrund dieser Entwicklung besitzt die Stadtbibliothek bei einem gegenwärtigen Gesamtbestand von rund 600.000 Medieneinheiten (G. Hönscheid; ohne die knapp 200.000 Titel der organisatorisch zugehörigen Öffentlichen Bibliothek – Anna Seghers –) heute circa 1.300 Handschriften, darunter rund zwei Drittel aus dem Mittelalter (G. Powitz). Hinzu kommen mehr als 3.160 Inkunabeln (C. Schneider). Nicht zu unterschätzen ist darüber hinaus die Sammlung historischer und literarischer Titel des 18. und 19. Jahrhunderts; bis gegen 1930 ist die Bibliothek in dieser Hinsicht, »wenigstens, was die deutschen Verlagsorte angeht« (K. Flasch, S. 23), »fast vollständig« (ebd.). In diesen historischen Zusammenhang reihen sich etwa auch die Beiträge über das Archiv des Dichterkomponisten Peter Cornelius (G. Wagner), die Sammlung vogelkundlicher Bücher des Kaufmanns Jacob Moyat (R. Schlenker) sowie den Bestand des für seine lithographische Produktion bekannten Mainzer Verlages Scholz (C. Schneider). Hierher gehören aber auch die Porträts von Stadtarchiv, Münzkabinett, Gutenberg-Museum und Gemäldegalerie (W. Dobras, E.-M. Hanebutt-Benz, S. Paas/H. Thate); wie angedeutet, waren die Leiter der Stadtbibliothek seit deren Gründung zeitweise für

diese Sammlungen mitverantwortlich. Andere Beiträge gelten herausragenden Bibliothekaren wie dem ebenso gelehrten wie berühmten Franz Joseph Bodmann (Bibliotheksleiter 1806–1814, Beitrag v. H. Mathy).

Erweitert wird das Panorama durch Schilderungen des Bibliotheksalltags, von der Restaurierung (A. Lang-Edwards / A. Ottermann) über die Anschaffungs politik (G. Hönscheid) und die Aufgaben der Stadtbibliothek als Regionalbibliothek (I. Hartmann, M. Real, I. Holzer) bis hin zur Kooperation mit der Universität (St. Füssel) und zum Alltag im stimungsvollen, alten Lesesaal (R. Ripperger et. al.), dessen Beschreibung zum populär ausgerichteten Schlussteil der Jubiläumsschrift (S. 279–309) gehört.

Im Anhang haben die Herausgeberin A. Ottermann, U. Schneider und M. Steinmetz minutiös eine Reihe hilfreicher, überwiegend bibliographischer Verzeichnisse erstellt (S. 311–400). Besonders hervorzuheben ist die nützliche Literaturzusammenstellung zu einzelnen Handschriften, Autographen und Fragmenten (S. 334–352) sowie zu den Sonderbeständen (S. 352–355). 16 Farbtafeln runden den Sammelband ab, mit dem ein ebenso umfassender wie facettenreicher Wegweiser zur Stadtbibliothek Mainz vorliegt, der zu begrüßen ist.

Uta Goerlitz

STRAUCH, DIETMAR: Lexikon Buch, Bibliothek, neue Medien / Dietmar Strauch; Margarete Rehm. – 2., aktualisierte u. erw. Aufl. – München: Saur, 2007. – 472 S.; 25 cm Früher u. d. T.: Rehm, Margarete: Lexikon Buch, Bibliothek, neue Medien ISBN 978-3-598-11758-9 Pp.: EUR 90.00, ca. sfr 155.00 ISBN 3-598-11758-2 Pp.: EUR 90.00, ca. sfr. 155.00 ISBN 978-3-598-11757-2 kart.: EUR 48.00, ca. sfr 83.00 ISBN 3-598-11757-4 kart.: EUR 48.00, ca. sfr 83.00

Das vorliegende Lexikon erschien erstmals 1991 und wurde nun, vor allem im Bereich Neue Medien entscheidend erweitert. Die neuen Entwicklungen im Bereich der Informations- und Kommunikationstechnik und die vielfältigen Konsequenzen in Hinblick auf die Arbeit von Bibliotheken bzw. Veränderungen im



Buch- und Verlagswesen sollen sich im Lexikon wieder finden.

Das Konzept des Titels war und ist überaus ehrgeizig: Die großen Gebiete Buch, Bibliothek und Medien in einem alphabetisch angelegten Lexikon abzudecken, um, wie im Vorwort der 1. Auflage formuliert wurde, »einen Überblick über den das Buch betreffenden Wissensstoff zu geben und das Wichtigste über Aufgaben und Arbeitsweise der Bibliotheken zu vermitteln«. Zielgruppen sind sowohl die »im Bibliotheks- oder Dokumentationsbereich tätigen Praktiker« wie auch die Studierenden, denen mit diesem Lexikon ein, wie Dietmar Strauch anmerkt »vielseitig verwendbares Nachschlagewerk« an die Hand gegeben wird, das zudem in vielen Bereichen »auch als Lehrbuch« verwendet werden könne.

Um es vorweg zu nehmen: diesem Anspruch wird das Lexikon leider nur in Teilen gerecht; es finden sich zu viele Unstimmigkeiten, sachlich falsche oder veraltete Einträge, schwer erklärbare inhaltliche Lücken, inhaltlich kaum nachvollziehbare Gewichtungen, und eine Verweisstruktur, die teils inkonsistent ist, die den Wert des Lexikons entscheidend mindern. Dass es, natürlich, einen Wert hat und sehr viele der Stichwörter den Fragenden knapp und korrekt informieren, das soll an dieser Stelle auch betont und belegt werden.

— Anlage des Lexikons

Das Lexikon ist in erster Linie als Sachlexikon angelegt; die allermeisten Einträge sind solche zu Sachbegriffen; daneben finden sich Stichwörter zu Personen, Institutionen und Körperschaften – allerdings in deutlich geringerer Anzahl. Die durchgängige alphabetische Ordnung ist zu begrüßen und sinnvoll, da die verwandten Gebiete Buch, Bibliothek, neue Medien sich nur schwierig hätten sachlich abgrenzen lassen. Logischerweise werden durch die alphabetische Ordnung Sachzusammenhänge zerrissen; ein Nachteil, der durch eine intensive und konsistente Verweisung deutlich abgemildert werden kann.

Die Einträge selber sind i. d. R. knapp gehalten, im Durchschnitt von wenigen Spaltenzeilen bis etwa zum Umfang einer halben Spalte, zu einigen Stichwörtern sind die Einträge jedoch deutlich umfangreicher. Der Artikel beispielsweise zur Bibliotheksgeschichte umfasst

knapp vier Spalten. Nicht immer nachvollziehbar ist das Verhältnis von Haupteintrag und Spezialeinträgen (und nicht immer finden sich die erforderlichen Verweisungen); so umfasst der Artikel zum Begriff Bibliographie auch umfangreiche Informationen zu Register, die sich in dieser Detailliertheit beim Stichwort Register nicht mehr finden lassen.

— Inhaltliche Abdeckung

Generell kann nach Durchsicht des Lexikons festgehalten werden, dass alle genannten Bereiche Buch, Bibliothek, neue Medien abgedeckt werden – allerdings in unterschiedlicher Intensität und auch Qualität.

Eine Stärke des Lexikons ist eindeutig der Bereich Buch generell, Buchherstellung und Mediengeschichte im Besonderen. Die Einträge sind präzise und aussagekräftig, die Verweise dicht. Hier wird der oben angesprochene Lehrbuchcharakter des Buches auch am ehesten eingelöst. Der Eintrag beispielsweise zu Bucheinband streift die Geschichte der Buchformen und führt in die Einbandgeschichte ein; Stilrichtungen wie Vertreter der Einbandkunst werden vorgestellt; der Bogen zum modernen Einband geschlagen. Auch die zahlreichen Spezialeinträge im Bereich Buch, ob Aldinen, Fuggerzeitung oder Verso zeugen von der umfassenden Kompetenz der Autoren; hier sind viele Entdeckungen möglich.

Das ist jedoch vom Bereich Bibliothek nicht im gleichen Maße zu sagen. Großes Manko ist hier, dass das Lexikon immer wieder Schwächen in punkto Aktualität zeigt. Das betrifft nicht nur das sich rasch wandelnde Berufsbild, sondern auch die Kenntnis im Bereich der Institutionen. Einer Aussage wie »Die Aufgaben von Bibliothekaren und Bibliothekarinnen betreffen die Verwaltung und das Management von Bibliotheken sowie die fachliche Erschließung der Bibliotheksbestände« ist heute eben bestenfalls nur noch die halbe Wahrheit. Zwar ergänzen die Autoren weiter unten neue Aufgabenfelder in Form einer kurz gefassten und nicht näher erläuterten Aufzählung (Aufbau lokaler Volltextspeicher, Aufbau lokaler Netze, externe Bereitstellung von Bibliotheksinformationen ...) – das aber ist absolut unzureichend, um auch nur ansatzweise die Veränderungen, die sich in den letzten 15 Jahren in den Bibliotheken vollzogen haben, zu verdeutlichen.

Oder nehmen wir das Stichwort Bibliothekarische Zusammenschlüsse: Hier ist schlicht Unkenntnis und mangelnde Sorgfalt am Werke. Abgesehen davon, dass die Bibliotheks-Verbünde und Bibliotheks-Verbände zusammenhanglos vermischt werden, werden BID und BIB offensichtlich durcheinander gebracht (bei einer sorgfältigen Korrektur durch den Verlag wäre das bemerkt worden!). Sinn und Zweck der Verbandsarbeit, bibliothekspolitische Zielsetzungen usw. – alles Fehlanzeige. Im Bereich der internationalen Zusammenschlüsse wird anstelle von Cilip noch die britische Library Association genannt. Das DBI gibt es nun schon geraume Zeit nicht mehr, dafür aber das Kompetenznetzwerk Bibliotheken (das keine Erwähnung findet); die ekz wird in einigen Einträgen immer noch als Einkaufszentrale für Öffentliche Bibliotheken bezeichnet; auch das Sterben der FID ist den Autoren keine Erwähnung wert.

Gänzlich unaktuell auch die entsprechenden Einträge zu Studium und Ausbildung. Die wirklich grundlegenden Umwälzungen der letzten Jahre im Kontext des Bologna-Prozesses sind komplett ausgeblendet: hier wird der Status quo der 90er Jahre repetiert, und auch das nicht immer korrekt; den Abschluss Diplombibliothekar erhielten die Studierenden i. d. R. nach vier (und nicht drei) Jahren Studium.

Vor allem aber stellt sich beim Lesen immer stärker die Frage, warum es eigentlich das Konzept des Lexikons ist, die Bereiche Buch, Bibliothek, neue Medien lexikalisch gemeinsam zu erfassen? Weiter oben war die Rede davon, dass die Veränderungen im Bibliotheksbereich der letzten 15 Jahre in den bibliotheksbezogenen Einträgen weitgehend fehlen. Es gibt aber durchaus Lemmata, vorzugsweise aus dem Bereich der Informationswissenschaft, die dafür hätten stehen können: Die Einträge zu Informationsmanagement, Informationsdienstleistung, Informationsberatung, Open Access, Open Archival Information System reagieren ja auf aktuelle Entwicklungen – allerdings fast ohne Bezüge zu den bibliotheksbezogenen Lemmata herzustellen oder zu verweisen (bspw. zu einem Eintrag Bibliotheksdienstleistung, den man schmerzlich vermisst). Im Ergebnis entsteht gerade kein gültiges und aktuelles Bild über »Aufgaben und

Arbeitsweise der Bibliotheken« (Vorwort zur ersten Auflage). In anderer Hinsicht deutlich wird das auch beim Eintrag Virtuelle Bibliothek, der sogar Formen der virtuellen Auskunft (Ask-a-Librarian-Service oder Online-Tutorials) anspricht – aber es versäumt, die virtuelle Bibliothek als Konzept moderner bibliothekarischer Arbeit zu fassen.

Auch andere Einträge – etwa aus dem Archivbereich oder dem Dokumentationsbereich – stehen für sich: die ja tatsächlich erfolgte Konvergenz der Arbeitsbereiche und auch die, vor allem im Rahmen von Projekten, zu beobachtende Aufhebung institutioneller Grenzen werden leider nicht sichtbar.

Qualität der Beiträge

Die inhaltliche wie auch sprachliche Qualität der Einträge ist sehr unterschiedlich; neben sehr informativen, präzisen Einträgen finden sich laxer, eher umgangssprachliche Formulierungen, die bei einem guten Lektorat sicherlich nicht durchgegangen wären (Beispiel S. 55: »Ebenso wenig, wie sich Wissenschaft und Forschung nur als nationale Veranstaltungen verstehen können ...«).

Dankbar wäre der Leser auch für die Einhaltung gewisser Standards, bspw. in Bezug auf zeitliche Einordnung, Vollständigkeit oder Gewichtung. Häufig wird ersteres auch geleistet (Gründungsdaten, Lebensdaten von Personen), dann aber unmotiviert auch wieder nicht (Beispiel IFLA im Beitrag »Bibliothekarische Zusammenschlüsse«). Das Lexikon hat auch einen Haupteintrag zu IFLA, in dem das Gründungsdatum genannt wird; dieser verweist allerdings nicht auf »Bibliothe-

karische Zusammenschlüsse«). Und warum hat der Verlag sich nicht die Mühe gemacht, inhaltlich verwandte Einträge auf Konsistenz und Widerspruchsfreiheit zu überprüfen? Der Eintrag unter Leibniz erwähnt dessen bibliothekarische Arbeit in Wolfenbüttel nicht, während unter Bibliothekar eben das erfolgt. Dass solche Beispiele beim Lesen immer und immer wieder auffallen, verstimmt nachdrücklich.

Auslassungen (bspw. der Helmut-Sontag-Preis bei Bibliothekspreisen) und auch Falschinformationen (die alexandrinische Bibliothek verbrannte nach heutigem Kenntnisstand nicht 47 v. Chr.) sind bedauerlicherweise immer wieder zu entdecken. Die unzureichende und deutlich lückenhafte Verweisstruktur wurde bereits mehrfach angesprochen.

Fazit

Das Lexikon hat unbestreitbar seinen Wert. Der Umfang an Kenntnissen, der vor allem im Bereich Buch, auch mit Abstrichen durch die bibliotheksbezogenen und bibliothekshistorischen Artikel vermittelt wird, ist immens. Für eine erste Einstiegsinformation ist ein Großteil der Beiträge tauglich. Das gilt übrigens auch ausdrücklich in Bezug auf die Neuen Medien bzw. Informations- und Kommunikationstechnologie – was hier an Neueinträgen geleistet wurde, ist kaum zu überschätzen.

Die großen Schwächen sind jedoch mangelnde inhaltliche Aktualität, ein unzureichendes Lektorat, große qualitative Heterogenität und eine Konzeption, die überdacht werden sollte. Das beginnt schon bei der Autorschaft. Ist

es denn heute tatsächlich noch denkbar, dass im Wesentlichen zwei unbestreitbar kompetente Autoren in der Lage sind, solch »ein« Riesengebiet, das zudem äußerst dynamisch ist, auch nur annähernd zu überblicken? Wäre es nicht wesentlich sinnvoller, einen großen Autorenkreis einzubeziehen und diesem ein leistungsfähiges Lektorat an die Seite zu geben?

Zu überlegen wäre, ob die Konzeption nicht auch in anderer Hinsicht abgeändert werden sollte. Die Entscheidung 1991, die Bereiche Buch, Bibliothek und Neue Medien lexikalisch zusammen zu führen, hatte ja unbestreitbar ihre guten Gründe – die Verwandtschaft bzw. Konvergenz der Arbeitsfelder von Bibliothekaren, Dokumentaren und Archivaren. Ein Prozess, der auch aus heutiger Sicht fort dauert. Nun sollte ein Lexikon »der Konvergenz« genau diese auch sichtbar werden lassen: über gute Verweise und über Einträge, die Unterschiede und Gemeinsamkeiten transparent werden lassen. Ein Haupteintrag Erschließung müsste mithin die Perspektiven der Bereiche integrieren.

Auch in der zweiten Auflage hat der Titel eine deutlich historische Schlagseite, die die Rezensentin sehr zu würdigen weiß. Und dennoch – hier am ehesten ließe sich inhaltlich zukünftig umschichten. Vorschlag: Ein Lexikon Buch- und Bibliotheksgeschichte einerseits sowie andererseits eines, das der Konvergenz Archiv, Bibliothek, Dokumentation (Informationswissenschaft) als einer Erscheinung des 20. und 21. Jahrhunderts Rechnung trüge.

Haike Meinhardt